

Inhalt

| | |
|---|------------|
| Ein Land, das alle schon kennen – und das doch ganz anders ist | 7 |
| <i>A Big Country: Amerika in Raumbildern</i> | 14 |
| »America«: <i>Made in Germany</i> | 15 |
| Neue Welt: Amerika als Sehnsucht | 17 |
| <i>Old South, New South</i> : Der Süden | 21 |
| Megalopolis: Der Nordosten | 29 |
| <i>Heartland</i> : Der Mittlere Westen | 40 |
| <i>Frontiers</i> : Der Westen | 48 |
| <i>Diversity: Einwanderung und Zusammenleben</i> | 62 |
| Lockruf: <i>The American Dream</i> | 65 |
| <i>Crossing Cultures: Expats</i> und andere Migranten | 69 |
| Schwarz-Weiß ist passé: Amerikas Demographie | 76 |
| <i>In God We Trust</i> : Die Religion | 85 |
| <i>Steuben Parade</i> : Deutsche in Amerika | 95 |
| Stadt, Land, <i>suburb</i>: Bauen, Wohnen und Mobilität | 104 |
| <i>Homestead</i> : Häuser als Sozialversicherung | 106 |
| <i>Skyscrapers</i> : Bauen im Höhenrausch | 110 |
| Häuser für alle: Frank Lloyd Wright und Levittown | 116 |
| <i>McMansions</i> : Bauen im Größenwahn | 120 |
| <i>Urban Frontiers</i> : Städte der Zukunft | 123 |
| <i>Shopping: Die Konsumenten-Kultur</i> | 128 |
| <i>Convenience</i> : Einkaufen im Alltag | 130 |
| Auf Kredit: Ruinöse Kaufkraft | 135 |
| Malls: Ohne Uhren, ohne Fenster | 138 |

| | |
|--|------------|
| Diets: Die Esskultur | 145 |
| <i>Super Size Me: Fastfood</i> | 149 |
| Statussache: Slowfood | 154 |
| Truthahn für alle: Thanksgiving | 159 |
| | |
| Have a Nice Day: Gesellschaft und Familie | 164 |
| Amerikaner per Du: Soziale Umgangsformen | 167 |
| <i>Think Positive: Die zupackende Gesellschaft</i> | 176 |
| Baseball, Super Bowl, <i>Soccer Mom</i> : | |
| Die Welt des Sports | 183 |
| | |
| Students: Bildung und Ausbildung | 193 |
| <i>Public or Private: Amerikas Schulsystem</i> | 196 |
| <i>Campus Life: Das College fürs Leben</i> | 201 |
| <i>America Reads: Bibliotheken und Lesekultur</i> | 210 |
| | |
| We, the People: Die Politik | 214 |
| <i>Who's the Boss? Ein Präsident,</i> 90 056 Verwaltungseinheiten | 218 |
| <i>Balance of Power: Zwei Parteien, drei Gewalten</i> | 226 |
| <i>Power Center: Washington, D. C.</i> | 232 |
| | |
| Anhang | 245 |
| Glossar | 245 |
| Literatur, Quellen und nützliche Websites | 248 |
| Basisdaten USA | 249 |
| Karte der USA | 250 |
| Dank | 252 |

Ein Land, das alle schon kennen – und das doch ganz anders ist

»We're all living in Amerika – Amerika ist wunderbar.«
(Refrainzeile im Song »Amerika« der deutschen Rockgruppe
Rammstein)

Seit Jahrhunderten weckt Amerika unsere Sehnsucht. Es ist die Neue Welt, in der alle frei und gleich sind. Es ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, das aus Tellerwäschern Millionäre macht. Es ist die Traumfabrik, die Helden und Happy Ends produziert. Und es ist die Heimat des unerschütterlichen Optimismus, wo man nach vorn blickt statt zurück – weshalb schon Goethe den USA zurief: »Amerika, du hast es besser«.

Seit Jahrhunderten erregt Amerika unseren Zorn. Es ist das Land des Raubtierkapitalismus, in dem Geld alles zählt und die Menschen nichts. Es ist die Wiege der Mickymaus-Kultur, die nur seichtes Entertainment kennt. Es ist das Land des Konsumterrors, wo Shoppingmalls und Fastfood-Ketten den Geschmack ruinieren. »Amerika – die Entwicklung von der Barbarei zur Dekadenz ohne Umweg über die Kultur«, wie es der französische Politiker Georges Clemenceau formulierte.

Nur gleichgültig lässt uns Amerika nicht. Von »Hassliebe« ist oft die Rede, wenn es um das Verhältnis der Deutschen zu den Vereinigten Staaten geht (der Rest des Doppelkontinents ist mit »Amerika« so gut wie nie gemeint). Als mit Barack Obama zum ersten Mal ein Schwarzer zum US-Präsidenten gewählt wurde, war die Freude in Deutschland groß. Genauso groß war aber auch die Empörung, als herauskam, dass amerikanische Geheimdienste mit Hilfe führender US-Technologiefirmen das Handy der deutschen Bundeskanzlerin und anderer europäischer Verbündeter abhören. Wir schimpfen über US-Folterknechte im Nahen Osten und über die »Datenkrake« Google. Dann ziehen wir unser iPhone aus der Tasche und bestellen

schnell noch was bei Amazon. »Warum die Amerikaner alles falsch machen«, hieß es vor einigen Jahren in der *Zeit*, und Kommentator Robert Leicht bescheinigte der deutschen Öffentlichkeit insgesamt ein mangelhaftes Urteilsvermögen gegenüber den USA.

Wir alle wissen immer schon Bescheid, was Amerika ist und nicht ist. Es ist ein Ort in unserer Vorstellungswelt, zusammengesetzt aus Gemälden, Fotos, Nachrichten, Werbeplakaten, Reisen, Büchern, Songtexten, Sitcoms und Kinofilmen. Vieles davon verdanken wir den USA selbst, nämlich jenen Formaten, die Amerikas »Soft Power«, die Popkulturindustrie, bis in die entlegensten Winkel der Welt liefert. Michael Rutschky hat den Siegeszug der demokratisierten Kultur *made in USA* im Titel seiner »deutschen Entwicklungsgeschichte« auf den Punkt gebracht: *Wie wir Amerikaner wurden*.

Auch mich lockte die amerikanische Verheißung, seit ich denken kann. Nie werde ich mein erstes T-Shirt vergessen: hellblau, mit aufgedrucktem Donald Duck, der vor dem Sternenbanner posierte. Ich hatte so lange gebettelt, bis meine Mutter es mir kaufte – zum Ärger meines Vaters, der das »billige amerikanische Ding« abscheulich fand. Als McDonald's 1971 seine erste Filiale in Deutschland eröffnete, war das ein so großes Ereignis, dass der *Stern* daraus sogar ein Titelbild machte: Wie Ufos aus einer anderen Welt schwebten Hamburger über den Atlantik auf die deutsche Küste zu; im Hintergrund glitzerte die Skyline von New York. Für uns Kinder waren Geburtstagspartys in den neuen Fastfood-Restaurants fortan das Größte, auch wenn unsere Eltern über die »amerikanischen Labberbrötchen« die Nase rümpften.

Mitte der 1980er Jahre reiste ich zum ersten Mal selbst nach Amerika. Drei Wochen lang genoss ich als Touristin im Südwesten der USA die entspannte Atmosphäre eines Roadmovies, begegnete vielen freundlichen Amerikanern – und meinte überall Vertrautes zu erkennen. Lebenskünstler auf Surfbrettern unter der Golden Gate Bridge. Grandiose Natur und einsame Motels an endlosen Highways. Selbstvergessene alte Ladies an den *slot machines* in Las Vegas. Rettungsschwimmer am Strand von Malibu, die von Hollywood-Karrieren träumten. In dieser kurzen Zeit bekam mein Klischee-Amerika kaum einen Kratzer.

1990 ging es erneut, aber diesmal unter ganz anderen Vorzeichen, in die USA: Sechs Monate lang zur Archivarbeit nach Washington, D.C. Erst hier, konfrontiert mit der realen Welt des amerikanischen Alltags und seinen Institutionen, lösten sich die scheinbaren Gewissheiten auf. Auch hier begegnete ich vielen freundlichen Amerikanern – aber es gab betretene Gesichter, als ich den Satz: »Du musst uns unbedingt besuchen« wörtlich nahm und einfach vorbeischaute. Und dass es im »Land of the Free« nicht ratsam ist, Autoritäten in Frage zu stellen, stellte sich heraus, als ich im Pendlerzug beim Gepäckverstauen einer Anweisung des Schaffners widersprach: Ich musste umgehend wieder aussteigen.

Inzwischen lebe ich auf unbestimmte Zeit mit meiner Familie in Princeton, New Jersey. Wir wohnen in einem typisch amerikanischen, weißen Holzhaus mit grünen Fensterläden und ohne Gartenzaun. Jeder Besucher aus Deutschland schüttelt den Kopf über die durchhängenden Leitungen, auf denen Eichhörnchen zwischen Haus und Strommasten turnen – und staunt über die staatlich subventionierten Solarzellen auf dem Dach, die wir noch den amerikanischen Vorbesitzern verdanken. Wir sind große Fans unseres Postboten Brian, der nicht nur Briefe bringt, sondern auch gern welche mitnimmt und für uns abschickt. Im Sommer bewahrt er einfach so zwei Monate lang die Post für uns auf. Und doch erleben wir bei (fast) jedem Behördengang, dass es in Amerika bürokratischer zugehen kann als in unserer dafür berüchtigten Heimat.

Kurz und gut: Wer für längere Zeit aus Deutschland in die USA kommt, findet zunächst viel Vertrautes, ist nach wenigen Wochen gründlich irritiert und weiß nach einigen Monaten gar nichts mehr. Das Vertraute kollidiert mit dem Fremden, das wir bei allem Vorwissen eben doch nicht im Blick hatten. An diesem Kontrast arbeiten sich alle ab, die nicht nur zum Shopping mit Rundreise nach New York fliegen. Das gilt im Großen wie im Kleinen. Amerikaner sind Workaholics – doch im Alltag merkt man ihnen Stress kaum an. Amerikaner sind prude – haben aber zugleich eine der größten Porno-Industrien der Welt. Die USA sind »God's Own Country« – und doch wird man kaum ein Land finden, das die Trennung von Religion und Staat strikter einhält. Amerikaner sind scharf aufs Geldverdienen –

und trotzdem ist fast jeder irgendwo ehrenamtlich engagiert. Amerikaner sind maßlose Energieverschwender – doch 2014 haben die USA laut Weltbank fast viermal so viel Geld in erneuerbare Energien investiert wie Deutschland, und in der »Sesamstraße« musste Oscar, der Griesgram mit dem grünen Zottelfell, aus seiner alten Mülltonne ausziehen: Der Kinderserienheld wohnt jetzt in einem Recyclingcontainer.

Irritierend ist auch die ungeheure Dynamik dieses Landes. Zum Beispiel die Demographie: Die Bevölkerung wächst hier nicht nur viel schneller als in Europa. Sie verändert auch in rasantem Tempo ihr Gesicht. Noch bis vor Kurzem waren Afroamerikaner die größte Minderheit. Heute sind es die sogenannten *Hispanics*, also Einwohner lateinamerikanischer Abstammung, und nach ihnen sind Asiaten die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe. Schwarz versus Weiß – diese einfache Farbenlehre reicht längst nicht mehr aus. Nimmt man noch die schiere Größe und regionale Vielfalt der Vereinigten Staaten hinzu, dann ist es eigentlich gar kein Wunder, dass man sich als Fremder leicht (ver)irrt.

Auch dieses Buch kann Ihnen kein komplettes Bild von den USA vermitteln. Noch weniger geht es auf die Suche nach einem »eigentlichen Amerika« (das ja oft irgendwo im *Heartland*, in einem eher ländlichen Landesinneren vermutet wird, obwohl acht von zehn Amerikanern heute in urbanen Ballungsgebieten leben). Es möchte vielmehr ein Wegweiser sein für Ihren eigenen Zugang zu diesem Land, wo Dynamik die größte Konstante ist: Amerika ist, ebenso wie seine Bewohner, fast immer in Bewegung.

Erzählt wird einiges aus der Geschichte der Vereinigten Staaten und ihrer Entstehung als Gegenmodell zum alten Europa. Sie wird Ihnen, meist mächtig glorifiziert, auch im heutigen Alltag überall begegnen, und so manche amerikanische Eigenheit ist ohne Kenntnis dieser Wurzeln kaum zu verstehen. Hauptsächlich geht es aber darum, wie man in den USA heute lebt und lernt, baut und wohnt, isst und einkauft, Sport treibt und Politik macht. Das ist ohne Pauschalisierungen nicht zu schaffen.

Von »Amerika« und »den Amerikanern« zu schreiben, wo es genau genommen »USA« und »die US-Amerikaner« heißen müsste, ist ja ohnehin schon nicht korrekt. Trotzdem habe ich

mich dafür entschieden – aus demselben Grund, aus dem sich wohl kein Argentinier, kein Mexikaner und auch kein Kanadier jemals von Clemenceaus Spruch über Amerikas direkten Weg in die Dekadenz gemeint gefühlt hat. Die Wortwahl mag als kleine, konstante Erinnerung daran dienen, dass dieses Land stets beides zugleich ist: USA und Amerika; eine präsidentiale und föderale Republik mit derzeit knapp 320 Millionen Einwohnern auf einem Territorium von 9,8 Millionen Quadratkilometern – *und* ein Ort in höchst unterschiedlichen Vorstellungswelten. Amerika ist schließlich nicht nur ein Konstrukt »von außen«. Was Amerika ist und sein soll, darüber wurde und wird nirgends heftiger gestritten als in den Vereinigten Staaten selbst. Das gilt auch und gerade im Zusammenhang mit dem »Krieg gegen den Terror«, der Antwort auf die Anschläge vom 11. September 2001 und, in jüngster Zeit, auf die Terrormiliz »Islamischer Staat«.

Viele unserer deutschen Freunde fanden es abwegig, dass wir 2006 in die USA zogen. »Wollt ihr wirklich in diesem Bush-Land leben?«, hieß es damals. In der zweiten Amtszeit des konservativen Präsidenten George W. Bush waren die transatlantischen Beziehungen frostig, das Ansehen der Vereinigten Staaten in Europa so schlecht wie seit den Weltkriegen nicht mehr. Das euphorische Zwischenhoch nach dem Machtwechsel in Washington 2009 hat dann recht bald wieder dem üblichen Amerika-Bashing weichen müssen – nicht allein der Datenspionage wegen, sondern auch aus Enttäuschung: Hat doch der von Barack Obama und seiner Partei versprochene »Wandel« – wie sollte es anders sein – mit den Erwartungen im Ausland ebenso wenig Schritt gehalten wie mit den Hoffnungen (oder Befürchtungen) im Inland. Auch im Vorfeld der Präsidentschaftswahl 2016 faszinierte aus deutscher Sicht wieder eher die dunkle Seite der amerikanischen Macht, insbesondere in Gestalt des Immobiliencycoons Donald Trump. Der Milliardär aus New York trat seine Bewerbung um das Präsidentenamt mit derartiger Kraftmeierei an, dass ihn selbst die feine *FAZ* als »Großmaul« betitelte.

Was aber damals wie heute für uns die bemerkenswerteste Erfahrung war, ist die Überzeugungskraft des amerikanischen Alltags. Wir waren in ein Imperium gekommen, wo Glaubens-

krieger, Militärfalken und Ölmilliardäre den Ton angaben, wo es nur noch Freunde oder Feinde, »für uns oder gegen uns« gab – und lebten doch zugleich in einer ganz anderen Welt. Hier wurden Fremde ohne jede Gesinnungsprüfung mit offenen Armen empfangen. Hier reichte ein Mietvertrag als Nachweis lokaler Zugehörigkeit, um ein Kind in der öffentlichen Schule anzumelden, wo es sich schon nach wenigen Tagen bewegte wie ein Fisch im Wasser. Hier war man stolz auf die Institutionen der Republik und schämte sich des politischen Personals in der Hauptstadt.

Nun mal langsam, werden Sie jetzt vielleicht einwenden. Immerhin ist hier die Rede von Princeton, einem »kanadisch-grün-feministisch-europäisch angehauchten Biotop in Bushs Amerika«, wie es ein deutscher Korrespondent vor einigen Jahren in der Zeitschrift *Cicero* formuliert hat. Princeton ist doch nicht typisch für die USA! Aber was ist es dann? West Monroe, Louisiana, wo langbärtige Entenjäger aus der Reality-Fernsehserie »Duck Dynasty«, Gewehr im Arm, ihre Version des amerikanischen Traums vorspielen – gespickt mit Bibelsprüchen und einem Schuss Homophobie? Surprise, Arizona, wo ehemalige Schauspielerinnen aus New York und reiche Witwer aus Oregon, Drinks in der Hand, in der Seniorenresidenz Sun City über einen von vier Golfplätzen schlendern? Oder die ehemalige Autostadt Detroit im Mittleren Westen, wo ganze Wohnviertel verfallen und jeder Dritte unterhalb der Armutsgrenze lebt?

Amerika ist all das. Obamas Amerika und Trumps Amerika. Surprise und Detroit. Princeton und West Monroe. Seit 1956, der Ära der antikommunistischen Hexenjagd, mag der offizielle Wahlspruch des Bundesstaates »In God We Trust« lauten. Doch auf dem Siegel der Vereinigten Staaten steht nach wie vor das Motto, das der amerikanische Philosoph, Patriot und Porträtmaler Pierre-Eugene du Simitiere schon 1776 für die künftige Union auswählte: »E Pluribus Unum«, Aus Vielen Eines.

Nach einem ähnlichen Prinzip soll dieses Buch funktionieren. Am Rande handelt es auch vom großen Ganzen, von nationalen Doktrinen und vom Industriekapitalismus. Doch in erster Linie versucht es, den Zugang zu Amerika aus den kleinen Institutionen des Alltags zusammenzusetzen: Aus dem *garage sale* und der *public library*, dem *police blotter* und der *potluck*

party, aus *real estate porn* und der Begnadigung eines Trutthahns im Weißen Haus.

Wer nach Amerika kommt und sucht, was er schon kennt, der wird auch das dort irgendwo finden. Dieses Buch ist für all jene gedacht, die sich diesem Land so nähern wollen, wie wir es als deutsche Familie seit nunmehr fast zehn Jahren versuchen: nicht unkritisch, aber bereit, neue Maßstäbe kennenzulernen; nicht frei von Vorurteilen, aber auch neugierig auf Beweise für das Gegenteil.

Princeton, im Februar 2016

A Big Country: Amerika in Raumbildern

»Yes, it's a big, wonderful country. Proud of its past. Strong in its present. Confident in its future.« (Metro-Goldwyn-Mayer-Film »It's a Big Country«, USA 1951)

Die Vereinigten Staaten sind alles andere als eine homogene Nation. Wie könnte das auch anders sein in einem Land, das immer wieder neue Einwanderer aus aller Welt aufnimmt? Amerikaner ist, wer auf US-Territorium geboren wird; wer einwandert, kann es werden. Doch auch die Unterschiede zwischen den großen Regionen wie Neuengland, den Südstaaten und dem pazifischen Nordwesten sind nicht nur landschaftlicher Natur. Der US-Historiker Colin Woodward beschreibt in seinem 2011 erschienenen Buch *American Nations* nicht weniger als elf rivalisierende Regionalkulturen in Nordamerika, deren Wurzeln meist in die Anfänge der Kolonialzeit zurückreichen. Demnach gehen die tiefen politischen Gräben, die man in der US-Gesellschaft bis heute beobachten kann, noch auf die gegensätzlichen Mentalitäten jener niederländischen Kaufleute, spanischen Missionare, englischen Quäker, karibischen Sklavenhändler, schottischen Hochlandbauern und anderen ethnisch-kulturellen Gruppen zurück, die seit dem 16. Jahrhundert verschiedene Teile des Kontinents für sich erobert und dauerhaft geprägt haben. Und doch ist der Patriotismus der Amerikaner sprichwörtlich. Angeblich fühlt kein Volk der Welt patriotischer als die US-Bürger. Kein Ort in den USA, an dem nicht das Sternenbanner weht. Keine amerikanische Schule, in der nicht jeden Morgen der Fahneneid gesprochen wird. Kaum ein öffentlicher Anlass, zu dem nicht die Nationalhymne ertönt – und kaum ein Amerikaner, der dann nicht die rechte Hand aufs Herz legt und mitsingt. Von Ausländern wird erwartet, dass sie aufstehen und der Nation Respekt zollen.

Patriotismus ist dabei nicht zu verwechseln mit blinder Staats-treue. Doch wer die Grenzen der amerikanischen Toleranz auf diesem Gebiet nicht respektiert, verscherzt sich schnell die Sympathien. Wenn Sie zu einer *Dinnerparty* eingeladen sind, werden sich Ihre amerikanischen Gastgeber Kritik an den Abhörpraktiken der Nationalen Sicherheitsbehörde NSA oder am Drohnenkrieg der USA im Nahen Osten höflich anhören und Ihnen womöglich sogar zustimmen; wenn diese Kritik aber in eine pauschale Verurteilung der USA und ihrer weltpolitischen Rolle mündet, wird die nächste gesellige Runde in diesem Haus wahrscheinlich ohne Sie stattfinden.

Was aber ist das nun für ein Amerika, das seine Bewohner so stolz in ihrem Landesnamen United States of America führen – »America, the Beautiful«, »God's Own Country«, »The Land of the Free and the Home of the Brave«? Und wie ist es überhaupt entstanden?

Nach landläufiger Definition hat Christoph Kolumbus Amerika 1492 für die Europäer entdeckt, auch wenn es wohl schon Jahrhunderte vorher Seefahrer aus Skandinavien an die Küsten des Kontinents verschlagen hatte. Viel eher aber müsste man sagen: Erst anderthalb Jahrzehnte später wurde es in Europa erfunden. Denn Amerika verdankt seinen Namen zwei Deutschen, einer kleinen Broschüre – und einem Irrtum.

»America«: *Made in Germany*

»America is a passionate idea or it is nothing.«
(Max Lerner, *Actions and Passions*, 1949)

Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert gibt der Herzog von Lothringen einem Kartographen und einem Philologen den Auftrag, das bis dahin gültige Weltbild auf den neuesten Stand zu bringen: Der Freiburger Martin Waldseemüller soll jenes Land, das kurz zuvor auf der anderen Seite des Atlantik entdeckt worden ist, in eine aktualisierte Weltkarte einzeichnen; den Begleittext soll der Elsässer Matthias Ringmann verfassen.

Auf dem Arbeitstisch der beiden Männer liegt zu diesem Zeitpunkt ein schmales Heft. Es soll vom italienischen Seefahrer Amerigo Vespucci für die mächtige venezianische Bankiersfamilie Medici verfasst worden sein. In diesem Heft wird das neu entdeckte Land zum ersten Mal als bislang unbekannter Kontinent bezeichnet. Kein Wunder also, dass Waldseemüller und Ringmann diesen »Americus Vesputius« für den eigentlichen Entdecker halten – und den neuen Erdteil deshalb »America« taufen. Die Weltkarte wird auf der Frankfurter Buchmesse des Jahres 1507 vorgestellt; eine Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt und in Umlauf gebracht.

Als Waldseemüller nach Ringmanns Tod einige Jahre später den Irrtum bemerkt – dass nämlich Christoph Kolumbus die Entdeckerehre gebührt –, ist es längst zu spät. Zwar nennt der Kartograph den neuen Erdteil in einer Neuauflage seiner Weltkarte von 1513 nun »Terra Incognita«, Unbekanntes Land. Doch der Name »America« hat sich längst auf den Landkarten und in den Köpfen breitgemacht. Seine Karriere ist nicht mehr aufzuhalten.

Das vermutlich einzige noch erhaltene Exemplar von Waldseemüllers Weltkarte aus dem Jahr 1507 wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Schloss Waldegg in Oberschwaben wiederentdeckt. Heute liegt es, von der UNESCO mit dem Siegel des Weltdokumentenerbes versehen, in der Nationalbibliothek der Vereinigten Staaten von Amerika. Aufbewahrt wird es in einem vom National Institute of Standards and Technology (NIST) eigens konstruierten Hightech-Sicherheitsbehälter. Und noch nie hat die Nationalbibliothek länger gewartet oder mehr bezahlt, um ein einziges Objekt zu erwerben: 100 Jahre und zehn Millionen Dollar für den Urtext der berühmtesten Marke der Welt.

Jener kleinen Broschüre aber, die Amerigo Vespucci vermutlich nicht einmal selbst verfasst hat, verdankt der Doppelkontinent im Westen neben »Amerika« noch einen weiteren Namen. Ihr Titel lautet nämlich: *Novus Mundus* – Neue Welt.

Neue Welt: Amerika als Sehnsucht

»Es sey die alte Welt gefunden in der Neuen.«

(Christian Wernicke, *Auf die Eroberung von Mexiko*, 1704)

Neue Welt – was für ein verheißungsvoller Name! Alle Hoffnungen und Sehnsüchte Europas spiegeln sich darin. Ist endlich jenes paradiesische Land gefunden, das schon Plato und Homer irgendwo westlich der antiken Welt vermutet hatten? Kolumbus jedenfalls behauptet, auf seinen Reisen eine Art Garten Eden entdeckt zu haben, dessen Bewohner ohne Neid und Besitzansprüche alles miteinander teilen, was die Überfülle der Natur ihnen bietet.

Die Humanisten der Renaissance sehen mit der Entdeckung dieser Neuen Welt ein neues »Goldenes Zeitalter« heraufziehen, das auch den Absolutismus in Europa überwinden könnte. Michel de Montaignes Essay *Des Cannibales* aus dem Jahr 1580 gilt als Paradebeispiel für den Versuch, die Indianer Amerikas als wunschlos glückliche Menschen im Naturzustand zu porträtieren – und damit ein Gegenbild sowohl zur reinen Barbarei als auch zur dekadenten europäischen Zivilisation zu entwerfen.

Je mehr nun europäische Siedler im Verlauf des 17. Jahrhunderts über die beschwerliche Bewirtschaftung des ungewohnten Landes, über die Gefahren der Wildnis und blutige Zusammenstöße auch mit den Ureinwohnern Nordamerikas berichten, desto fragwürdiger wird die Vision eines neuen Arkadiens. Doch mit Rousseau und den Naturphilosophen des 18. Jahrhunderts hält *le bon sauvage* erneut Einzug in die europäische Vorstellung von der Neuen Welt, der die Romantik bis weit ins 19. Jahrhundert hinein folgt. Während Industrialisierung und Verstädterung die Alte Welt erschüttern, soll die Neue Welt den Weg in eine gerechtere, fortschrittliche Gesellschaft weisen.

Dabei ist es nicht zuletzt der romantische Roman, ein neues Genre mit ungeheurem Erfolg auch und gerade bei weiblichen Lesern, das die Amerika-Sehnsucht bedient und weiter fördert. James Fenimore Cooper (1789–1851) etwa begeistert mit seinen *Lederstrumpf*-Romanen in den 1820er Jahren das Publikum

auf beiden Seiten des Atlantik derart, dass er als erster amerikanischer Schriftsteller neben Washington Irving (1783–1859) von seinen Büchern leben kann.

Und erst die Demokratie! Der Aufstand gegen die Kolonialherren, die Unabhängigkeitserklärung von 1776, der Sieg der amerikanischen Revolutionäre über das britische Königreich 1783 und schließlich die republikanische Verfassung von 1787 – diese Erfolge beflügeln die Hoffnungen der Reformkräfte in Europa. »All men are created equal« – die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, festgeschrieben in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika, fasziniert die feudalistische Alte Welt enorm. Amerika wird damit auch ein attraktives Ziel für all jene, die den alten Kontinent verloren geben: »Ob nicht vielleicht Europa ganz zerstört und Wüste werden dürfte und die allgemeine Erwartung eines neuen Weltalters in Amerika doch gegründet sei?«, fragt sich Friedrich Schlegel um 1816. Selbst Goethe spielt zeitweise mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern.

Die eindrucklichste, noch heute relevante Beschreibung von Politik und Gesellschaft der jungen Vereinigten Staaten stammt von Alexis de Tocqueville. Sein zweibändiges Werk *De la démocratie en Amérique* erscheint 1835 und 1840, und anders als die Mehrzahl der übrigen europäischen Publikationen zum Thema Neue Welt basiert es auf eigenen Beobachtungen in den USA, die der Jurist und Historiker von Mai 1831 bis Februar 1832 bereist. Tocqueville beschreibt, wie die klug ins Gleichgewicht gesetzten amerikanischen Institutionen nicht nur das Problem einer »Tyrannei der Mehrheit« lösen, das allen Demokratien droht. Sie verankern zugleich einen politischen Bürgersinn mit verbindlichen *moers* (Sitten) in der Gesellschaft. Diese *moers* tragen nach seiner Ansicht sogar noch mehr zur Stabilität der Republik bei als die Gesetze. Weit entfernt von naiver Schwärmerie für die Neue Welt, sieht Tocqueville die USA dennoch als Modell für die Demokratie in Frankreich.

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts macht sich allerdings Skepsis breit, ob dieses neue Amerika tatsächlich den idealistischen Erwartungen der Alten Welt entspricht. Zumindest an der Ostküste ist von einem Naturzustand inzwischen nicht mehr viel zu sehen. Zwar lässt sich die romantische Mär von

edlen Wilden und ebensolchen Pionieren mit der *Frontier* nach Westen retten, solange dort noch neues Land verfügbar ist. Aber auch die Amerikaner selbst wollen nicht recht ins Idealbild passen: Ihre Sitten sind rau; insgesamt fehlt es an Zivilisiertheit und Kultur, wie Besucher aus Europa bemängeln. Heinrich Heine spottet um 1850 in seinem Gedicht »Jetzt wohin?« über die amerikanischen »Gleichheitsflegel« in ihrem »großen Freiheitsstall«.

Kritik wird nun insbesondere am aufblühenden Kapitalismus laut: Geldgier herrscht in Amerika, es gibt keinen Gott neben dem allmächtigen Dollar, und der verschwenderische Umgang mit der Natur ist haarsträubend. Der österreichische Schriftsteller Nikolaus Lenau, der 1832 voll Enthusiasmus in die Neue Welt aufgebrochen war, kehrt ein Jahr später völlig entnervt zurück: »Diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen. Tot, für alles geistige Leben, mausetot.« Franz Kafka porträtiert die Neue Welt als verstörenden Ort. Sein unvollendeter Roman *Amerika*, der 1927 erscheint, beschreibt mächtige Verkehrsströme und hierarchische Arbeitswelten, in denen der Einzelne eher verlorengelht als eine neue Heimat zu finden.

Sehnsucht nach und Furcht vor der Neuen Welt haben stets nebeneinander existiert. Den herrschenden Eliten Europas war das republikanische Experiment auf der anderen Seite des Atlantik schon immer suspekt. Umgekehrt blieb all denen, die Europa aus existentieller Not verließen, gar nichts anderes übrig, als auf jenes Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu hoffen, das erfolgreiche Auswanderer in so leuchtenden Farben schilderten. Doch insbesondere im Verlauf des 19. Jahrhunderts ist ein Trend weg von vorwiegend positiven und hin zu negativen Erwartungen klar zu erkennen.

Als die USA um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als militärische Großmacht die weltpolitische Bühne betreten und Europa auch ökonomisch unter Konkurrenzdruck setzen, wird Amerika zunehmend als Bedrohung gesehen. Neben diesem Staat mit seinem Rohstoffreichtum und seiner schnell wachsenden Bevölkerung nehmen sich die meisten Länder Europas wie Zwerge aus; allenfalls England mit seinem Empire mochte da noch mithalten. Auf dem Kontinent beginnt das Schlagwort von der »amerikanischen Gefahr« zu kursieren. »Für mich ist

Amerika der Feind, der kleine Mörder in der Wiege«, schreibt der liberale deutsche Politiker Walter Rathenau 1912. »Diese Amerikaner werden unsere Kinder fressen.«

Zwischen den Extremen von Sehnsucht und Abneigung schwankt das europäische Urteil über die USA noch heute – mit starker Tendenz zum *Amerika-Bashing*, zuletzt während der Präsidentschaft George W. Bushs. Doch was die Ressentiments mindestens ebenso stark schürt wie der »Raubtierkapitalismus« und die militärisch-politische Macht der USA, ist die »Amerikanisierung«. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts stellt man sie zunächst in Europa, bald aber in der ganzen Welt fest. Es ist die Macht einer zur Massenware verkommenen Kultur, die stets aus den USA zu stammen scheint: bunt und klebrig süß, verführerisch glitzernd, oberflächlich, unecht, profan. »Kulturindustrie – Aufklärung als Massenbetrug« heißt das 1947 in Max Horkheimers und Theodor W. Adornos *Dialektik der Aufklärung*. Die beiden Sozialphilosophen hatten ihre radikal ablehnende Haltung gegenüber der Popkultur während ihres Exils in den USA entwickelt.

Aus dieser Sicht hat Amerika den alten Kontinent schließlich doch verändert, aber nicht zum Guten, wie einst die Naturphilosophen gehofft hatten. Amerikas Produkte sind abstoßend – und zugleich immens attraktiv. Jazz, Hollywood-Filme, Fastfood, Shoppingmalls, der gesamte *American Way of Life*: All das erscheint europäischen Eliten umso hassenswerter, wie der US-Politologe Andrei S. Markovits in seinem 2007 erschienenen Buch *Uncouth Nation: Why Europe Dislikes America* notiert, als es trotz seiner unterstellten und oft wiederholten Unzulänglichkeiten »enorm verführerisch, ja sogar unwiderstehlich für die europäischen Massen geblieben ist«.

Verheißung und Bedrohung: Amerika ist immer beides zugleich. Im allgemeinen Wissen ist dieses Paradox fest verankert. Der gemeinsame Nenner dieser widersprüchlichen Vorstellungen heißt Faszination, und diese Faszination hält nun schon über Jahrhunderte an. Wirkliche Amerika-Erfahrung ist dafür nicht erforderlich, womöglich sogar hinderlich. Doch ob »Neue Welt« oder »Amerikanisierung«: Mit dem Selbstverständnis der US-Bürger und mit ihrem Land haben diese zutiefst europäischen Konstrukte wenig zu tun. »Amerika existiert nicht«, heißt es fol-

gerichtig in Alain Resnais' Film »Mon Oncle d'Amérique« von 1980. »Ich weiß das, denn ich bin dort gewesen.«

Old South, New South: Der Süden

»American by birth. Southerner by the Grace of God.«
(T-Shirt-Aufdruck, gesehen in einer Cafeteria in New Jersey)

Die Besiedlung der nordamerikanischen Atlantikküste durch englische Protestanten beginnt im 17. Jahrhundert fast gleichzeitig im Süden und im Norden. 1607 wird Jamestown im heutigen Virginia gegründet, 1620 Plymouth im heutigen Massachusetts. Fast zwei Jahrhunderte später, im September 1785, listet der künftige US-Präsident Thomas Jefferson einem europäischen Diplomaten die für beide Regionen nach seiner Ansicht typischen Charakteristika auf:

| »Im Norden ist man: | Im Süden ist man: |
|---|--|
| kühl | feurig |
| nüchtern | sinnlich |
| arbeitsam | träge |
| ausdauernd | unstet |
| unabhängig | unabhängig |
| eifersüchtig auf die eigenen Freiheiten bedacht, und respektiert auch die aller anderen | begierig auf die eigenen Freiheiten, tritt aber die der anderen mit Füßen |
| eigennützig | großzügig |
| schikanierend | unvoreingenommen |
| abergläubisch und heuchlerisch in seiner Religion. | ohne Bindung an oder Anspruch auf eine andere Religion als die des Herzens.« |

Diese Eigenschaften, erläutert Jefferson, würden von Norden nach Süden und umgekehrt von Süden nach Norden graduierlich schwächer. Ein aufmerksamer Reisender könne also immer schon an den Menschen der Umgebung erkennen, auf welchem Breitengrad er sich gerade befinde.

Einige Jahre zuvor haben zwei britische Landvermesser, Charles Mason und Jeremiah Dixon, die Aufteilung auch kartographisch vollzogen: Um einen Territorialstreit zwischen den Kolonien Pennsylvania und Maryland aus der Welt zu schaffen, ziehen sie im Auftrag der streitenden Parteien von 1763 bis 1767 jene schnurgerade Grenze, die als Mason-Dixon Line zur symbolisch aufgeladenen Trennungslinie zwischen dem Norden und dem Süden der USA werden sollte.

Schon bald nach der Unabhängigkeit beginnen Gegensätze die Gemeinsamkeiten zu überlagern. Im Norden bestreiten Kleinbauern die Landwirtschaft, und die Fabriken des beginnenden Industriezeitalters decken ihren Bedarf an gut ausgebildeten Arbeitern mit Einwanderern aus Europa. Im Süden dominiert die arbeitsintensive Plantagenwirtschaft mit ihren Baumwollfeldern, auf denen hauptsächlich Sklaven eingesetzt werden. Die Industrien des Nordens rufen in schwierigen Zeiten nach Schutzzöllen vor der europäischen Konkurrenz. Die Südstaaten sind für ihren Export nach Europa auf Freihandel angewiesen.

Konfliktstoff liefert auch die Frage des politischen Gleichgewichts in der Union. Die Verfassung der Vereinigten Staaten garantiert den Fortbestand der Sklaverei in jenen Staaten, in denen sie 1787 bereits etabliert war. Doch nun hat die Expansion der USA nach Westen begonnen. Mit jedem Staat, der neu dazukommt, gerät das prekäre Gleichgewicht im Kongress erneut durcheinander. Wird die Sklaverei in keinem der westlichen Staaten zugelassen, wie es die Abolitionisten im Norden verlangen, befürchtet der Süden in absehbarer Zeit eine Übermacht, die ihn jederzeit überstimmen kann. Vorübergehend einigt man sich auf einen Kompromiss: Südlich der Mason-Dixon-Linie soll es die *peculiar institution* weiterhin geben können, nördlich davon – mit Ausnahme Missouris – nicht. Weit über ihre ökonomische Bedeutung hinaus ist die Frage der Sklaverei damit zur politischen Grundsatzfrage geworden. Zum offenen Bruch kommt es 1861, als sich zunächst sieben Südstaa-

ten von der Union abspalten. Sie gründen die Konföderierten Staaten von Amerika, denen sich später noch vier weitere Staaten anschließen. Zwei weitere Staaten, Kentucky und Missouri, sind gespalten und werden entsprechend von beiden Seiten für sich reklamiert.

Der Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd tobt gut vier Jahre lang. Er findet fast ausschließlich auf Konföderierten-Gebiet statt. Den Unionsgeneral William Tecumseh Sherman lässt dieser Krieg als ersten »modernen General« in die Geschichte eingehen: Mit seiner 60 000-Mann-Armee zieht Sherman durch Georgia und die Carolinas, lässt Städte und Plantagen plündern und brennt alles nieder, was die Truppe nicht mitschleppen kann. Seine Strategie der Verbrannten Erde soll sich der Zivilbevölkerung ebenso unauslöschlich einprägen wie der Konföderierten-Armee. Kein Südstaatler soll je wieder auf den Gedanken kommen, gegen die Union zu den Waffen zu greifen. Bei Kriegsende ist der Süden verwüstet. Mehr als 600 000 Tote werden gezählt. Unter ihnen ist auch US-Präsident Abraham Lincoln, der die Nordstaaten in den Bürgerkrieg geführt hat. Ein Schauspieler, der mit den Konföderierten sympathisiert, ermordet den Präsidenten während eines Theaterbesuchs in Washington.

Nach dem Bürgerkrieg wird die Sklaverei in der gesamten Union abgeschafft. Doch dadurch, dass man vier Millionen Sklaven in eine ungewisse Freiheit entlässt, schafft man weder Rassismus noch Ausgrenzung aus der Welt. Die besiegten Südstaaten bleiben lange unter direkter Verwaltung des Bundes. Doch gleich nach dem Abzug der Unionstruppen erfinden sie neue diskriminierende Praktiken gegen ihre laut Verfassung nunmehr freien, gleichen und wahlberechtigten schwarzen Mitbürger.

Was das kollektive Gedächtnis des Südens seitdem prägt, ist die Erfahrung einer Niederlage, eines verlorenen Krieges auf dem eigenen Territorium. Hinzu kommen ganz eigene Formen der Religiosität im *Bible Belt* des Südens und das französische Erbe Louisianas. Aus dieser Kombination ist ein regionaler Patriotismus mit trotzigem Unterton entstanden, der in anderen US-Regionen so nicht zu finden ist. Stone Mountain in Georgia, das Felsrelief mit dem Porträt der Sezessions-Heroen

Jefferson Davis, Robert E. Lee und Thomas »Stonewall« Jackson hoch zu Ross, ist zwar weniger bekannt als Mount Rushmore. Es wurde aber früher begonnen und ist am Ende auch ein ganzes Stück größer ausgefallen als das Bergdenkmal mit den Konterfeis der US-Nationalhelden Washington, Jefferson, Lincoln und (Theodore) Roosevelt im Bundesstaat North Dakota.

Im Alltag zeigt sich das Sonderbewusstsein gebürtiger Südstaatler mitunter an Autoaufklebern mit der Konföderierten-Flagge, einem blauen Kreuz mit 13 weißen Sternen auf rotem Grund. Mississippi führt dieses Kriegsbanner noch immer als Teil seiner Staatsflagge, vier weitere Bundesstaaten haben zumindest Elemente davon übernommen. Diese Flaggen sind heute umstritten. Doch erst vor wenigen Jahren hat sich bei Volksabstimmungen in Georgia und Mississippi jeweils eine große Mehrheit gegen ihre Abschaffung ausgesprochen. Als die Staatsuniversität von Mississippi das anstößige Banner im Oktober 2015 auf Betreiben der Studentenschaft einholte, drohten Politiker sofort mit Sanktionen: Solange »Ole Miss« mit öffentlichen Mitteln finanziert werde, gehöre die Staatsflagge auf den Campus, ließen Mississippis Gouverneur Phil Bryant und Senator Chris MacDaniel verlauten.

Noch heute sind in erster Linie die elf Sezessionsstaaten (Alabama, Arkansas, Florida, Georgia, Louisiana, Mississippi, North Carolina, South Carolina, Tennessee, Texas und Virginia) gemeint, wenn von »the South« die Rede ist. Das zwiespältige Klischee vom *Old South* ist die Region dabei nie losgeworden. Für manche ist das die ewige Hochburg des Rassismus – das Land der Sklavenhalter und *Rednecks*, des Ku-Klux-Klans und der diskriminierenden *Jim-Crow-Gesetze*. Andere schwärmen vom Land der üppigen Plantagen und Magnolienbäume, vom Hort der Ritterlichkeit, der *Southern Belles* und der großen Gefühle.

Diesen Alten Süden haben Margaret Mitchell, Vivian Leigh und Clark Gable weltweit populär gemacht. Mitchells Bestseller *Vom Winde verweht* erschien 1936. Er spielt in Georgias Hauptstadt Atlanta, und einem ortsansässigen Reiseleiter zufolge fragen japanische Touristen dort noch immer als erstes nach zwei Dingen: nach dem besten Golfplatz – und nach Tara, der fiktionalen Heimat Scarlett O’Haras. Mit 30 Millionen ver-

kauften Exemplaren gilt der Roman als eines der erfolgreichsten Bücher aller Zeiten. Der gleichnamige Film wurde 1939 mit Leigh und Gable in den Hauptrollen gedreht. An den Kinokassen spielte »Gone With The Wind« nach heutigem Wert 2,7 Milliarden Dollar ein und ist damit das einträglichste Werk der Filmgeschichte. Außerdem gewann der Film zehn Oscars. Einer davon ging an die schwarze Schauspielerin Hattie McDaniel für ihre Darstellung der Sklavin Mammy. Von der Premiere in Atlanta blieb McDaniel aber ausgeschlossen, ebenso wie alle anderen schwarzen Darsteller: In Georgia herrschte Rassentrennung.

Ergänzt wird die *Old-South*-Romantik mittlerweile durch das kulturell-touristische Image der Region als Wiege von Blues, Gospel und Jazz, als Heimat des *Cajoun Food* und des leicht korrumpierenden *Savoir-vivre*, wie es die Stadt New Orleans mit ihrem Beinamen *The Big Easy* zumindest bis zu ihrer Zerstörung durch den Hurrikan Katrina verkörpert hat. Bis heute sagt man den Frauen aus dem Süden mehr Charme und den Männern mehr Galanterie nach als dem Rest der US-Bürger – gepaart mit einer konservativen Grundeinstellung, einem Schuss Geisterglauben und einer gehörigen Portion Exzentrik.

Das ist in sehr vergnüglicher Form in dem Film »Midnight in the Garden of Good and Evil« (deutsch: Mitternacht im Garten von Gut und Böse) verarbeitet, den Clint Eastwood 1997 auf der Basis des gleichnamigen Reportageromans von John Berendt gedreht hat. Darin kommt ein New Yorker Gesellschaftsreporter nach Savannah, Georgia, um über die pompöse Weihnachtsfeier eines reichen Kunsthändlers und Lebemanns zu berichten. Beim gemeinsamen Spaziergang begegnen sie einem Schwarzen im Anzug und steifen Hut, der eine Leine ohne Hund spazierenführt. Er wird aber von allen Leuten im Park freundlich auf den unsichtbaren Hund angesprochen. Ein Verrückter? Keineswegs, wie der Südstaatler den New Yorker aufklärt, sondern Mr. Glover, der ehemalige Portier einer Anwaltskanzlei. Der verstorbene Anwalt hatte vor mehr als 20 Jahren in seinem Testament verfügt, Mr. Glover möge weiterhin 15 Dollar pro Woche dafür bekommen, dass er seinen Labrador Patrick ausführt. Zwei Jahre später sei Patrick dann seinem Herrn ins Grab gefolgt. Warum Mr. Glover seitdem nicht einfach einen anderen

Hund spazierenführe, will der Reporter wissen. Mit hintergründigem Lächeln fragt der Kunsthändler zurück: »Und wer geht dann mit Patrick Gassi?«

Selbst Konzernchefs aus dem Süden genießen den Ruf, charmanter, umgänglicher und in ihrem Geschäftsgebaren einfach weniger aggressiv zu sein als etwa ihre Kollegen im Nordosten. Joe Hollingsworth, ein Unternehmer aus Tennessee und Autor des 2003 erschienenen Buches *The Southern Advantage*, erklärte das einem Reporter aus dem Norden einmal wie folgt: »Wenn Donald Trump ein Südstaatler wäre, würde er sagen: ›Du bist gefeuert. Aber Gott segne dich – du hast dein Bestes gegeben.««

Vom *New South* war schon bald nach der Wiedereingliederung der Sezessionsstaaten in die Union die Rede. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts verband man damit aber vor allem die Erfolge der schwarzen Bürgerrechtsbewegung mit dem Baptistenpastor Martin Luther King an der Spitze. Dieser Neue Süden war der Ort, wo Bürgerrechtler durch zivilen Ungehorsam und friedliche Proteste das Ende jener Gesetze erzwangen, die unter dem Slogan »separate, but equal« (getrennt, aber gleich) die Rassentrennung in öffentlichen Einrichtungen von Schulen über Krankenhäuser bis zu den öffentlichen Verkehrsmitteln vorschrieben. In diesem Neuen Süden liegt auch Montgomery, Alabama. Hier weigerte sich die schwarze Näherin Rosa Parks im Dezember 1955, ihren Sitzplatz in dem für Schwarze verbotenen Teil eines Busses für einen Weißen zu räumen. Rebellion hatte sie wohl nicht im Sinn, sondern einfach nur müde Beine. Doch dieser Akt des gewaltlosen Widerstands löste einen knapp 13-monatigen Busboykott aus – und markierte damit den Anfang vom Ende der Rassentrennung in öffentlichen Verkehrsmitteln. Rosa Parks wurde zu einer Symbolfigur der Protestbewegung. Heute geht man davon aus, dass ihre angeblich spontane Aktion sorgfältig geplant und inszeniert war, denn Parks war schon vor ihrer legendären Busfahrt in der Bürgerrechtsorganisation National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) aktiv. Als Ikone der Bürgerrechtsbewegung wird sie deshalb aber nicht weniger verehrt.

Der demokratische Präsident John F. Kennedy beschwor im Oktober 1963 den *New South* als Teil einer wirklich geeinten

Nation, wie sie im Fahneneid der USA formuliert ist: »Dieser große Neue Süden leistet seinen Beitrag zu einem großen, neuen Amerika, und ihr – vor allem die jungen Leute unter euch – könnt euch auf den Tag freuen, an dem wir keinen Süden mehr kennen, keinen Norden, keinen Osten und keinen Westen, sondern nur mehr ›eine Nation unter Gott, unteilbar, mit Freiheit und Gerechtigkeit für jeden‹.« Es war Kennedys letzter großer Auftritt, bevor er am 22. November in Dallas ermordet wurde.

Wenige Jahre später, am 4. April 1968, wurde auch Martin Luther King in Memphis, Tennessee, von einem Attentäter erschossen. Unvergessen bleibt seine große Rede »I have a dream«, mit der King im August 1963 vor dem Lincoln Memorial in Washington seine Mitbürger beschwor, im Sinne der amerikanischen Verfassung die Teilung der Nation in ein schwarzes und ein weißes Amerika zu überwinden. Dass dieser Traum bis heute nicht verwirklicht ist, zeigen sämtliche Sozialstatistiken der USA. Davon zeugt die neue Bürgerrechtsbewegung *Black Lives Matter* (»schwarze Menschenleben zählen«) als Antwort insbesondere auf exzessive weiße Polizeigewalt gegen afro-amerikanische Teenager. Davon zeugen aber auch Schulbücher für den Geschichtsunterricht in Texas, in denen der transatlantische Sklavenhandel als eine Einrichtung beschrieben wird, um Millionen von Arbeitern zu den Plantagen des amerikanischen Südens zu bringen.

Wer heute vom *New South* spricht, denkt eher an Forschungszentren, Hightech-Industrie und Finanzwirtschaft als an die Bürgerrechtsbewegung. Rund um Städte wie Atlanta oder Charlotte, North Carolina, sind wirtschaftliche Boomregionen entstanden, die für einen komplett neuen Bevölkerungsmix gesorgt haben. Hochschulen und Unternehmen warben Fachkräfte aus dem In- und Ausland an. Die Agrarindustrie stellte Arbeiter aus Lateinamerika ein; viele kamen nun nicht mehr nur als Saisonarbeiter, sondern blieben dauerhaft. Seit die allgegenwärtige Klimaanlage das Leben auch im Sommer erträglich macht, zieht es überdies eine wachsende Zahl von Rentnern auf der Flucht vor den kalten Wintern in den Süden.

Binnen einer Generation hätten sich zumindest Teile des Südens so radikal gewandelt, dass man nunmehr von »The New New South« sprechen müsse, meint der Schriftsteller Robert

Hicks. Hicks lebt in Franklin, Tennessee. »Als ich vor 32 Jahren hierher zog, waren wir nur eine von vielen armen Südstaaten-Landgemeinden. Es gab zahllose kleine Milchbauern, auf den Feldern wurde Tabak angebaut, und fast jeder war ein Demokrat«, schrieb er im August 2006. »Heute sind wir einer der reichsten Landkreise Amerikas. Es gibt vielleicht noch eine letzte kleine Milchfarm, auf den Feldern werden McMansions gebaut, und fast jeder ist Republikaner.«

Williamson County und Franklin liegen im Großraum von Nashville. Berühmt ist die Hauptstadt Tennessees für die Country-Musik, doch ihren rasanten wirtschaftlichen Aufstieg verdankt sie vor allem der Gesundheits- und der Autoindustrie. Der weltweit größte private Krankenhausbetreiber, Hospital Corporation of America, hat hier seinen Sitz. Nissan North America hat in der Region sein größtes Automobilwerk auf dem Kontinent. Neun von zehn Einwohnern sind Weiße. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen liegt mit 88 000 Dollar weit über dem nationalen Durchschnitt. Bei den Präsidentschaftswahlen von 2008 heimste der republikanische Kandidat John McCain hier fast drei Viertel der Wählerstimmen ein.

Williamson County ist ein besonders extremes Beispiel. Doch viele Landkreise und Städte im Umfeld der Südstaaten-Metropolen entwickeln sich nach ähnlichem Muster. Das macht sie vergleichbar mit einigen Regionen des amerikanischen Südwestens. Sieben der zehn größten US-Städte liegen inzwischen im *Sun Belt*, der von den Südstaaten am Atlantik über Texas bis nach Kalifornien reicht. Vereinzelt wird deshalb schon dieser Sonnengürtel als »the South« bezeichnet – und nicht mehr die ehemaligen Konföderierten Staaten von Amerika.

Der neue Reichtum ist allerdings sehr unterschiedlich verteilt. Das neue Image des Südens als Wachstumsregion mag das bisweilen überdecken, doch unter den zehn ärmsten US-Staaten sind noch immer sechs der elf klassischen Südstaaten zu finden – darunter das langjährige Schlusslicht Mississippi, aber auch Tennessee. Auf der Rangliste der Staaten mit den höchsten Pro-Kopf-Einkommen hat es dagegen bisher nur ein einziger Südstaat in die Top Ten geschafft: Virginia, das von der benachbarten Hauptstadt Washington profitiert.

Mit dem wirtschaftlichen und demographischen Wandel ver-

ändert sich auch die politische Landschaft. Seit Ronald Reagans Siegeszug in den 1980er Jahren war der konservative Süden bei Wahlen auf Bundesebene eine verlässliche Stütze der Republikaner. Nur der Demokrat Bill Clinton, selbst Südstaatler aus Arkansas, konnte bei den Präsidentschaftswahlen 1992 und 1996 in einigen Staaten seiner Heimatregion Mehrheiten erringen. Doch der *Solid South* bröckelt. In zwei großen Südstaaten hat im November 2012 die Mehrheit der Wähler für den demokratischen Präsidenten Obama gestimmt: in Virginia und Florida, das schon wegen seiner Größe bei Präsidentschaftswahlen ein Schlüsselstaat ist. Die Mehrheit in North Carolina verfehlte Obama dieses Mal nur knapp – vier Jahre zuvor hatte der erste schwarze Präsidentschaftskandidat auch dort für die Demokraten gewonnen.

»The South«, so die ironische Bilanz des US-Magazins *Newsweek*, »just ain't that different anymore« – der Süden ist auch nicht mehr so anders, wie er einmal war. Was *Old-South*-Nostalgie übrigens nicht ausschließt. Das wusste schon Margaret Mitchell. Sie hatte mit *Vom Winde verweht* keineswegs den Untergang einer weißen Plantagen-Aristokratie betrauern wollen. Ihr Thema war das Überleben unter extremen Umständen. Aber: »Die Leute glauben, was sie glauben wollen«, schrieb Mitchell, »und der mythische Alte Süden ist zu fest in ihrer Phantasie verankert, als dass die simple Lektüre eines 1037 Seiten langen Romans daran etwas ändern könnte.«

Megalopolis: Der Nordosten

»I'm from all over the Northeast.« (Jim, Koch aus Philadelphia, der in seinem Leben schon mehr als ein Dutzend Mal umgezogen ist)

Amerikas Nordosten ist ein Lichtermeer. Auf Nachtaufnahmen aus dem Weltraum strahlt der knapp 800 Kilometer lange Küstenstreifen von Boston bis hinunter nach Washington fast so lückenlos hell wie eine einzige Metropole. »Boswash« nennen ihn die einen mit Referenz auf die Großstädte am nördlichen